

„SIE NANNTEN MICH DEN MÖCHTEGERN-DEUTSCHEN“

Yosef Şimşek wächst als Araber in Deutschland auf, wird abgeschoben – und fühlt sich nun in der Türkei als Deutscher. Über das Trauma einer Jugend zwischen den Kulturen

Aufgezeichnet von Raphael Geiger; Fotos: Erin Trieb

An einem Abend im Winter beerdigte ich meinen Stoffhasen, die Schneeflocken flogen durch die Luft, als ich anfang zu graben. Hektisch, sehr lange, ununterbrochen. Eine Ecke im Garten, wo mich niemand sehen konnte. Außer dem Hasen, den hatte ich an die Seite gesetzt, mit dem Kopf zu seinem Grab.

Es war ein zerrissener Hase, ich hatte ihn vom Roten Kreuz. Ich nahm ihn noch mal und drückte ihn. „Habibi“, sagte ich zu ihm, „du willst doch auch, dass ich keinen Ärger mehr bekomme?“

Ich war sechs und der Hase mein einziger Freund, mitten in meiner Kindheit, aber so etwas wie Kindheit gibt es eh nicht in der Kultur meiner Familie. „Hase, meine Familie mag dich nicht“, sagte ich, „ich weiß nicht, warum, aber es tut so weh.“

Wie alles anfing? Mit Schlägen, weil ich ihn oft im Arm herumtrug, ihn drückte, meistens ging ich mit ihm schlafen.

Da stand Mustafa*, einer meiner älteren Brüder, an diesem Tag in meinem Zimmer. Ich schaute in seine Augen, die waren schmale Schlitze, er packte mich mit seinen Händen, krallte sich in meine Schultern, ich schrie: „Das tut weh, Mustafa, lass mich bitte!“

„Bist du ein Mädchen?“, schrie er mich an.

Er wollte ihn mir entreißen, den Hasen, aber er schaffte es nicht, also schlug er zu. Drosch auf mich ein. Und ich, ich fühlte mich wie ein Tier, das innerlich leidet, aus dem Gefühle nur als Tränen rauskommen.

„Lass mich doch“, schrie ich, immer wieder.

Ich schrie viel in dieser Zeit, schaute immer nach Mutter und hoffte, sie würde mich schützen. Vor Mustafa, und vor meinem Vater.

„Du gehst mit deinem Hasen ins Bett?“, fragte mich Baba, ein paar Tage später. „Bist du ein Mädchen mit einem Penis, oder was?“

Vater schlug mich so lange, bis mein ganzer Körper mit roten Flecken übersät war und ich vor Furcht nur noch zitterte. Als er aufhörte, hob er mich hoch, sodass wir auf Augenhöhe waren, und gab mir eine Ohrfeige. Neben an in der Küche hörte ich meine Mutter weinen.

*Namen von der Redaktion geändert

„Ich will nur richtige Männer in meinem Haus haben“, sagte er. „Ich ziehe hier keine Weicheier oder Schwuchteln auf, ist das klar?“

Mein Name ist Yosef Şimşek, heute bin ich 25 Jahre alt und lebe in der Türkei, aber aufgewachsen bin ich in der Nähe von Hamburg. Ich will nicht, dass Sie das hier als politisches Manifest verstehen, sondern als das, was es ist: die Geschichte eines Menschen, der zwischen zwei Kulturen seinen Weg finden musste. Arabische Familie, deutsche Schule, dazwischen war ich verloren. Die archaischen Vorstellungen meiner strenggläubig-muslimischen Eltern, die liberalen Werte der Deutschen.

Ich war ein deutsches Kind, das mit seinem Plüschtier spielen wollte wie alle anderen auch. Ständig fragte ich meine Eltern: Warum sind wir nicht wie die Deutschen? Warum bekommen die so viel heiße Schokolade mittags und so viele Spielsachen? Warum haben die deutschen Kinder alle Hobbys und wir nicht? Warum?

Aber ich war auch ein arabisches Kind, das seine Familie nie im Stich lassen würde, also zumindest nicht vor der Hochzeit. Vater war ein Tyrann, er war ein Monster, aber ich liebe ihn – wirklich. Er ist einfach mein Baba, das ist einfach so. Irgendwann habe ich ihm verziehen.

Ich war das schwierige Kind. Ich war anders

Von vorn: Meine Mutter Meryem und mein Vater Abed sind Araber aus dem Süden der Türkei. Auf der Suche nach Arbeit gingen sie zuerst nach Beirut. Als dort der Krieg ausbrach, machten sie sich über die Türkei auf den Weg nach Deutschland. Ende der 80er Jahre kamen sie hier an. Zwei Jahre später wurde ich geboren. Sie nannten mich Yosef, die europäische Version von Yussuf. Ich war ihr fünftes Kind, zwei weitere sollten sie noch bekommen.

Ich war das schwierige Kind, der Möchtegern-Deutsche, so nannten sie mich. Ich war anders.

Vielleicht fand mein Vater es ja völlig normal, dass man Kinder zu züchtigen hat und dass ein Mann nur dann zu einem richtigen Mann wird, wenn man ihn schon als Kind zu einem Macho erzieht. Vielleicht hat Baba die ganzen Jahre in Deutschland über gar nicht wahrgenommen, dass wir in einer völlig anderen Kultur lebten?

Über die Jahre wurde ich immer frecher. Wenn mich jemand provozierte, reagierte ich mit dreckigen Beschimpfungen, ich ließ mir nichts gefallen. Etwas in mir



Yosef Şimşek, 25, in Iskenderun an der türkischen Mittelmeerküste, wo er heute mit seiner Familie lebt

ging kaputt. War ich Deutscher? War ich Araber? Alles an mir fühlte sich deutsch an. Ich dachte: Hätte ich hellere Haare, würde ich als Deutscher durchgehen. Dann wieder betete ich mit einem islamischen Gelehrten und hatte das Gefühl, alles in mir sei klar und rein.

An dem einen Tag, es war gerade Pause, stand ich auf dem Schulhof und stritt mit David. Deine Mutter ist eine Straßenhure, sagte er. Da brannten meine Sicherungen durch. Als ich kurz darauf den Direktor vor mir hatte, verstand ich die Welt nicht mehr: Ich hatte mich so verhalten, wie es meine Kultur von mir verlangt, aber der Direktor schrie mich an: „Du hast dem Jungen vielleicht die Nase gebrochen! Du packst deine Sachen und kommst erst nach den Ferien wieder.“

Dreckskerl, dachte ich. Ich wollte etwas sagen. „Spar dir deine Erklärungen“, rief der Direktor. „Ich dulde es nicht, dass Kerle wie du meine Schüler zusammenschlagen und sie noch als Nazis bezeichnen.“

In dem Brief der Schule stand, ich hätte ohne Grund jemanden attackiert. Mein Vater schlug mich so sehr, dass ich am ganzen Körper rote Flecken bekam. Auch Mama gab mir eine Ohrfeige. Ich spuckte auf das Papier und dachte: David hat meine Familie beleidigt, gilt das in Deutschland nicht als Grund? Dann weinte ich.

Vielleicht, das ist jetzt meine Meinung, hätte der Staat meinem Vater nicht immer Sozialhilfe zahlen sollen. Baba hätte sich doch Arbeit suchen können, in einem Lager oder einem Supermarkt oder so. Dann wäre er mal rausgekommen, dann wäre er sicher auch ausgeglichener gewesen. Ich meine, wenn man immer nur raucht und Kaffee trinkt, dann – dann denkt man vielleicht: Jetzt schlage ich wieder den Sohn zusammen.

Heute stelle ich mir vor, wie es Menschen aus meiner Kultur geht, die wirklich homosexuell sind. Mir wurde es nur unterstellt, und das war schon schlimm genug. Mein Gott, was ist denn so schlimm daran? All dieser Hass, diese Verachtung. Mein Kopf lässt das nicht zu.

Meiner Mutter schrie ich die Wut entgegen: „Ich hasse unsere Kultur! Ich hasse meinen Vater! Ich hasse ...“ Eine Ohrfeige. „Sag nichts Falsches in der Öffentlichkeit“, sagte meine Mutter, „sonst kann das dein Todesurteil sein.“ Mein was? Ich war doch erst zwölf.

Nur ein paar Monate nach dem ersten Schulverweis folgte der zweite. Irgendwie hatte ich mir angewöhnt, wenn ich mit anderen Schülern stritt, sie mit einem Klaps zu vertreiben. Ich hatte ja keine Ahnung, wie alles entgleisen würde.

Als mich Lita in der Klasse ärgerte und provozierte, bis mir der Geduldsfaden riss, da drehte ich mich um, ich wollte sie mit der Schulter wegstoßen. Sie sprang in dem Moment hoch, und ich berührte sie mit der Hand an der Brust.

„Du Grapscher!“, schrie Lita. „Mir reicht es, ich sage es der Lehrerin.“

Kurz darauf stand ich wieder vor dem Direktor, wieder wurde ich der Schule verwiesen, das Zeugnis, sagte der Direktor, würde ich per Post bekommen. Und ich lief in den Wald und beschimpfte mich selbst. Du Nichtsnutz! Du machst alles falsch!

Als ich nach Hause kam, verstand ich die Welt nicht mehr. Mein Vater lachte. „Jetzt weiß ich wenigstens, dass ich keine Schwuchtel im Haus habe“, sagte er.

Ich las den Brief, und mein Herz klopfte bis zum Hals: Sexuelle Nötigung warfen sie mir vor, ich würde ▶



Şimşek als Kind (ganz links), mit vier seiner Geschwister

meinen Mitschülerinnen an die Brüste fassen, sie auf den Hintern schlagen.

Dass mir die Deutschen gar nicht zuhören wollten, hat mich verletzt. Ich glaube, vielen Deutschen sind junge Muslime unheimlich. Die sehen Ausländer, die Frauen anmachen oder sogar vergewaltigen. Aber wie wurden diese Männer so? Klar, ich habe gehört, was an Silvester in Köln passiert ist. Und ich hätte da eine Bitte: Schickt diese jungen Männer nicht zurück in ihre Länder, die machen dort mit dem gleichen Scheiß weiter. Denen muss man dieses Denken austreiben, und darin ist Deutschland echt gut. Die müssen lernen, dass Vergewaltigung einfach nicht geht, dass so etwas eine Frau ihr Leben lang verfolgen kann.

Ich habe die Deutschen immer gemocht, diese liebe, harmonische Art. Auch diese Fürsorglichkeit. Als mich mein Vater einmal ganz hart zusammengeschlagen hatte, überschminkte meine Mutter die Verletzungen im Gesicht. Aber meine Lehrerin bemerkte sie, und sie schickte mich zur Schulpsychologin.

Da saß ich vor der Psychologin, Frau Richter, und die bemerkte meinen Hunger. Ich hatte nichts gefrühstückt. Sie kaufte mir zwei Käsebrötchen und einen Orangensaft, und ich versuchte mir nichts anmerken zu lassen, aber ich freute mich wie ein Schneekönig. Frau Richter sah mich an und sagte: „Yosef, was hier drin gesprochen wird, bleibt auch in diesem Raum, es ist alles nur eine Sache zwischen dir und mir.“

Es war das erste Mal in meinem Leben, dass ich mit jemandem über wirklich alles reden konnte, Frau Richter wurde meine beste Freundin. Jedes Mal, wenn mein Vater mich schlug, sagte sie mir, dass er das nicht darf – ja, dass er sich strafbar macht. Ich sagte darauf immer, ganz arabisch: undenkbar, niemand zeigt seinen eigenen Vater an.

Dann tat ich es.

Ich war 14 damals, es war an einem Morgen am Ende des Winters, man konnte schon den Frühling riechen. Da erzählte mir Baba, dass er mich nie haben wollte. Er saß in der Küche, trank Kaffee und sagte: „Du sollst ruhig wissen, dass ich dich nur gezeugt habe, damit ich mehr Kindergeld bekomme.“ Mama warf ihr Handtuch auf den Boden und schrie: „Abed! Verdammst noch mal! Sei jetzt einfach still!“

Später, als ich nach Hause kam, sah ich Mustafa am Fenster stehen und in den Garten starren. Ein Gewitter zog gerade auf, und Mama lag schreiend auf dem Rasen und versuchte sich vor meinem Vater zu schützen, der schlug mit einem Plastikhocker auf sie ein.

„Tu doch was!“, schrie ich Mustafa an. „Du siehst doch, dass er völlig verrückt geworden ist!“ Mustafa sah zu, als wäre es ein Hollywoodfilm.

Etwas in mir zerriss in jenem Augenblick, ich rannte Richtung Garten. Meine Mutter konnte sich befreien und lief schreiend an mir vorbei die Treppe hoch. Als mein Vater ihr mit einem Ast in der Hand nachrannte, stellte ich mich ihm in den Weg und stieß ihn mit beiden Armen gegen die Brust. Er war dermaßen überrascht, dass er zu Boden stürzte. Ich warf mich auf ihn, drosch auf ihn ein, alles entlud sich. Ich schrie ihn an: „Hör sofort auf, meine Mami zu schlagen! Das wirst du büßen!“ Dann lief ich los, aus dem Garten, aus dem Haus,



Liebe, trotz allem: Yusef Şimşek mit seinem Vater Abed in İskenderun



Verehrt sie innig: Şimşek mit Mutter Meryem beim Abendessen

es schüttete jetzt, und ich rannte durch den Regen, ich hatte nur noch ein Ziel: die Polizei.

Es muss sich anhören wie ein Film, aber es ist mein Leben. Die ersten Jahre meines Lebens. Ich lief zur Polizei und erzählte zwei Beamten, dass uns Vater seit Jahren schlug. Die Polizisten fuhren zu uns nach Hause. Von dem Tag an fasste mich mein Vater nicht mehr an, am nächsten Tag gingen meine Eltern miteinander um, als wäre nichts gewesen.

„Das ist eine nächtliche Abschiebung“

Aber eines werde ich nie vergessen: Babas Grinsen, als die Polizisten gegangen waren. Er stand im Türrahmen und zeigte auf mich. „Du!“, sagte er. „Du hast gerade dein und unser aller Leben kaputt gemacht!“ Ich wusste ja nicht, dass uns der deutsche Staat vielleicht bald abschieben würde – in das Land, aus dem meine Familie stammte: die Türkei. Ich wusste ja noch nicht einmal, dass wir keine Libanesen waren, sondern arabisch sprechende Türken. Meine Familie hatte gelogen, um Asyl zu bekommen. Mich hatten sie nie darüber aufgeklärt, sie hatten Angst, ich könnte mich verplappern.

War ich Deutscher? War ich Araber? Nun gab mir mein Vater die Schuld daran, dass wir vielleicht bald in die Türkei umziehen müssten. In ein Land, von dem ich nichts wusste, gar nichts.

Muss ich Schuldgefühle haben? Ich glaube schon. Es hat den Ausschlag gegeben für unsere Abschiebung, dass ich zur Polizei gegangen bin. Ich frage heute meine Mutter, was ich für ein Kind war, und sie sagt: ein schlimmes. „Wegen ein paar Problemen zu Hause gleich zur Polizei!“, sagt sie. Ich bin der in der Familie, der zur Polizei gegangen ist. Der werde ich immer bleiben.

Wer weiß, was in Deutschland aus mir geworden wäre? Modedesigner? Vielleicht hatte meine Mutter recht damals, ich hätte vielleicht nur Geduld haben müssen.

Mitten in der Nacht weckten uns die Polizisten. Sie waren überall, auf der Straße, in unserem Haus, eine Polizistin sagte: „Das ist eine nächtliche Abschiebung. Sie haben eine halbe Stunde Zeit, Ihre Sachen zu packen.“ Zuerst schlug ich die Hände vors Gesicht, dann fing ich

an zu schluchzen, dann sprang ich auf und packte erst einmal meine ganzen Bilder und Erinnerungen ein. Vielleicht ahnte ich, dass ich mein geliebtes Deutschland nie mehr wieder sehen würde, meine Freunde, die Schule. Ich war 14 Jahre alt und glaubte, mein Leben sei zu Ende.

Wahrscheinlich können sich viele Deutsche nicht vorstellen, was Kindern mit arabischen Eltern zu Hause passiert. Cousins haben mir erzählt, wie sie von ihren Vätern geprügelt wurden, einer angeblich so sehr mit einer Eisenstange, dass die Stange abbrach. Meine Cousins lachen darüber, auch meine Brüder lachen, wenn sie erzählen von damals. Als sie mich hänselten, schlug ich. Ich tue dann so, als würde ich mitlachen.

Mir geht es besser heute, manchmal modele ich, mein Traum ist eine eigene Modedekollektion. Vielleicht, irgendwann, mal sehen. Letztes Jahr habe ich zum ersten Mal nicht mehr bei meinen Eltern gelebt, habe in einem Hotel in Antalya gearbeitet. Vielleicht mache ich das diesen Sommer wieder, aber im Moment helfe ich in İskenderun meinen Eltern. Hierher, ans Mittelmeer, sind wir nach unserer Abschiebung gezogen. Mein Vater ist schon alt, jemand muss sich doch um ihn kümmern?

Es ist nicht lange her, dass ich kaum ein Wort herausbekam, an manchen Tagen hab ich einfach nur noch auf den Tod gewartet, ehrlich. Der Weg zu unserem Haus bestand aus Erde, die Häuser hier waren alt, halb kaputt, manche eher Hütten. Ich hatte Angst vor diesem Ort. Anfangs sprach ich noch gar kein Türkisch, ich wurde schnell aggressiv. Die Lehrer wussten nicht mehr weiter mit mir, und meine Eltern schon gar nicht. Irgendwann besorgte ich mir eine dieser altmodischen Rasierklingen. Die trug ich immer bei mir, damit ich – na ja, jederzeit dem Ganzen ein Ende setzen könnte.

An einem schlimmen Tag in der Schule ging ich auf die Schultoilette und versuchte mir die Pulsadern aufzuschneiden. Ich sah zu, wie das Blut über meinen Arm

lief. Mir wurde schlecht, alles drehte sich. Warum hast du das nur gemacht?, dachte ich noch, als ich die Tür öffnete, um Hilfe schrie, dann brach ich zusammen.

„Nein“, sagte der Mann lächelnd, „du hast es nicht geschafft, dich umzubringen. Nicht heute, mein Lieber.“

Ich lag auf einer Pritsche, neben mir stand der türkische Schulpsychologe. Ich schaute ihn an, dann senkte ich den Kopf, beschämt, und begann zu weinen. „Mein Junge, wir sind nicht zum Weinen hier“, sagte er. „Erzähl mir von deinem Traum. Komm, jeder hat einen.“

„Ich weiß nicht, wie man es auf Türkisch sagt“, meinte ich. „Kannst du malen? Hier, male es mir hier auf dieses Blatt Papier.“

Irgendwie war mir der Typ sympathisch, er zeigte Interesse für mich. Ich fing an und malte eine Frau in einem sehr langen Abendkleid. „Du willst später ... Kleidung malen?“, fragte er. In dem Moment stürmte meine Mutter herein, sie lief auf mich zu, schüttelte mich, schrie: „Wie konntest du nur! Glaubst du, ich könnte ohne dich leben?“ Der Psychologe zeigte ihr mein Bild, aber meine Mutter drehte ihr Gesicht weg.

„Na los, Mami“, sagte ich, „schau nur, das habe ich gemalt! Ja, ich kann malen! Verdammst noch mal, hörst du! Ich kann Kleidung malen. Schämst du dich dafür? Bin ich jetzt eine Schwuchtel, nur weil ich malen kann?“ Sie hielt sich die Hände vors Gesicht und weinte in sich hinein. Irgendwann nahm sie das Bild und sagte etwas, das ich nie vergessen werde: „Es ist wunderschön.“

Ich konnte es nicht fassen. Meiner Mutter gefiel, was ich gezeichnet hatte. Sie sah mich an. „Warum malst du nie Kleidung für mich? Ich habe sie satt, diese altmodischen Sachen. Glaubst du, dass du auch für dicke Personen etwas hinbekommst?“

Dafür werde ich meiner Mutter ewig dankbar sein. Sie schützte mich, so gut sie konnte, sie war es, die mich mitnahm zu einem Psychiater. Sie ist Analphabetin, mein Vater auch, zu einem Psychiater zu gehen ist wirklich – also: Nichts liegt ferner.

Jede Woche sprach ich von da an mit dem Psychiater, er stellte eine schwere Depression fest und verschrieb mir ein Medikament. Mein Vater nannte mich nur noch den „Kranken“, was klang wie: Psychopath. Fast ein Jahr lang lag ich in meinem Zimmer auf dem Bett und tat nichts. Ich fühlte mich unendlich träge.

Weiß nicht mehr, wie viele Tage, Wochen oder Monate vergangen waren, ich hatte gar kein Zeitgefühl mehr, da wachte ich auf, setzte mich im Bett auf und schrie ganz laut ein einziges Wort: „Nein!“

Ich zwang mich, aufzustehen, mich an den Schreibtisch zu setzen und zu schreiben. Ich schrieb, was schon so lange aus mir rauswollte. Also fing ich an: Lieber Hase, verzeih mir, dass ich dich begraben habe!

Ein Jahr lang schrieb ich jeden Tag, mehrere Stunden, ich schrieb mein ganzes Leben auf, und als ich fertig war, war es abgeschlossen. Diese furchtbaren Jahre standen da auf Papier und waren vorbei. „Bald wird alles gut sein, mein Kind“, hatte meine Mutter damals in Deutschland immer gesagt, „es dauert nicht mehr lange. Vertrau mir.“ Vielleicht, denke ich, ist dieses bald jetzt.

Als ich fertig war mit dem Buch, erzählte ich Mama davon. Sie umarmte mich, sie war – und das ist unglaublich –, sie war stolz auf mich. ✖



Yusef Şimşek:
„Im falschen Paradies. Wie mein Leben zwischen den Kulturen zum Albtraum wurde“, Riverfield Verlag, 320 Seiten, 24,90 Euro



Raphael Geiger besuchte Yusef Şimşek in İskenderun. Beim Essen mit der Familie sagte der Vater: „Yusef hat keine Schuld an der Abschiebung, er war doch noch ein Kind“